

das damals bereits in Ruinen lag. Wie seine Vorfahren ließ er dort, am Felsen von Naksch-e Rostam, ein Relief einmeißeln. Es zeigt ihn, wie er von Gott Ahura Mazda das Diadem der Königswürde entgegen nimmt. Denn wie schon die alten Könige verehrte auch Ardeschir die zoroastri- sche Gottheit. Von nun an nannte er sich »schah-an- schah«, »König der Könige Irans«. Den Titel, den auch Reza Mohammed Palahvi in seinem »Gespräch« mit dem toten Kurosh II. nennt.

Ardeschirs Sohn erschien dieser Titel bereits zu be- scheiden. Schapur I. nannte sich »König der Könige von Iran und Nicht-Iran« und meinte damit, dass zu seinem Herrschaftsbereich nicht nur die Länder der iranischen Hochebene, sondern auch andere Regionen gehören. Ein unerschrockener Feldherr wie sein Vater, nimmt es Scha- pur I. mit den ganz Großen seiner Zeit auf: mit den Rö- mern. Im Lauf seiner Karriere sollte sich der Perserkönig zu einem wahrhaften Schreckgespenst des bis dahin immer siegreichen römischen Reiches mausern – wie seine Ahn- herren vor einem halben Jahrtausend für die Griechen.

Über insgesamt drei römische Kaiser triumphierte Schapur I.. Eine Unvorstellbarkeit in der damaligen Zeit! In Naksch-e Rostam, dem berühmten Felsen, in den schon die Achämeniden und auch sein Vater die Zeugnisse seiner Siege ritzen ließen, meißelt auch der Sohn seinen Triumph, damit er für die Nachwelt erhalten bliebe. Und zwar drei- sprachig, ganz nach dem Vorbild der Alten. Dank dieser Inschriften wissen wir, dass Schapur I. sowohl dem rö- mischen Kaiser Gordian III. als auch seinen beiden Nach- folgern Phillipus Arabs und Valerian gefährlich wurde, was römische Quellen freilich zu beschönigen suchten.

Als ersten traf es den Römer Gordian III., der nach Osten zog, um sich den dort immer stärker und selbstbe-

wusster werdenden Persern entgegenzustellen. Auf seinem Weg in Schapurs Hauptstadt Ktesiphon fiel er im Jahr 244 bei der Schlacht von Mesiche. Nach dem Tod des Kaisers sah sein Nachfolger Phillipus Arabs die Römer so geschwächt, dass er gezwungen war, einen für die Perser sehr günstigen Friedensvertrag mit Schapur I. zu schließen. Das Abkommen stand für die Niederlage Roms, denn Phillipus Arabs verpflichtete sich darin zu Zahlungen an Persien sowie an territoriale Zugeständnisse in Mesopotamien. Die Atempause, die sich die Römer dadurch verschafften, währte jedoch nicht lange. Rund acht Jahre später nahm Schapur I. seinen Kampf wieder auf. 253 drangen seine Truppen auf römisches Territorium vor. Bei Barbalissos vernichteten sie 60.000 Legionäre. Bis ins türkische Kapa-dokien rückten die Perser vor. Bald war die Lage in den römischen Ostprovinzen so ernst, dass Kaiser Valerian sich entschloss, höchstpersönlich das Schwert gegen Schapur I. zu führen. Eine folgenschwere Fehlentscheidung: Im Verlauf einer Schlacht bei Edessa, in der Valerians Heer 260 vernichtend geschlagen wurde, gelangte der Kaiser in die Hände des Feindes.

Ein römischer Kaiser in Gefangenschaft! Eine solche Demütigung hatte das Weltreich noch nicht erlebt. Schapur I. hingegen strotzte vor Stolz über seinen Fang. In einer monumentalen, dreisprachigen Inschrift vermerkte er: »Wir nahmen Kaiser Valerian mit eigenen Händen gefangen und die übrigen, den Prätorianerpräfekten und Senatoren und Offiziere, alle welche auch immer Führer jener Heeresmacht waren, alle diese ergriffen wir mit den Händen und deportierten sie nach Persien.«

Valerian sollte Zeit seines Lebens ein Gefangener der Perser bleiben. Legenden berichten, dass er dem Großkö-

nig als Schemel dienen musste, wenn der Perser sein Pferd besteigen wollte. Jedenfalls hatte Schapur I. bewiesen, dass Rom im neu erblühten Perserreich einen ebenbürtigen Gegner gefunden hatte. In den folgenden Jahrhunderten sollten sich die beiden Mächte immer wieder messen.

Diese Beziehung trug im Verlauf der nachfolgenden Jahrhunderte bizarre Blüten. Mal gingen die beiden Kontrahenten kriegerisch aufeinander los, mal umschmeichelten sie sich gegenseitig, schlossen Friedensverträge und übermittelten sich gegenseitig Botschaften, die vor Nettigkeiten strotzten. »Ich, König der Könige, Sapor, Gefährte der Sterne, Bruder von Sonne und Mond, entbiete dem Kaiser Constantius, meinem Bruder, alles Gute«, süßholzraspelte da der persische König. Und der Römer antwortete nicht weniger respektvoll: »Ich, Sieger zu Wasser und zu Lande, Constantius, immer der erhabene Augustus, entbiete meinem Bruder, dem König Sapor, alles Gute.« Die Römer, das wird aus diesem Briefwechsel mehr als deutlich, empfanden die Perser nicht als Barbaren, sondern als zivilisierte und gleichstarke Macht. Sie hatten akzeptiert, dass das Perserreich neben ihrem eigenen Imperium existierte. Endgültig besiegt werden sollten die beiden Imperien später ohnehin von einer dritten, bis dato unbekanntem Größe: den Arabern.

Aber vorerst saßen im Sassaniden-Reich die Priester jener Religion fest im Sattel, vor dessen Gott Ahura Mazda sich ein halbes Jahrtausend zuvor bereits die Achämeniden-Herrscher verneigten. Aus dem polytheistischen Samselurium, in dem Ahura Mazda seine Macht noch mit diversen anderen Göttern teilen musste, war inzwischen eine streng monotheistische Religion geworden. Mit der Avesta, dem heiligen Buch der Zoroaster, lag die Lehre Zarathustras ab dem fünften Jahrhundert auch in schriftlicher

Form vor. Die Priester, die zoroastischen Magi, nahmen im Perserreich einen hohen gesellschaftlichen Rang ein und wachten über einen komplexen Ritus sowie ein kompliziertes Vorschriftensystem, das für weite Teile des Volkes maßgeblich war und dem sich auch der jeweilige Herrscher unterwarf.

Die zoroastische Religion fungierte bei den Sassaniden als eine Art »Staatskirche«. Allerdings gab es neben ihr durchaus religiöse Minderheiten wie Christen, Juden oder Manichäer. Ja, sogar »Heiden« akzeptierten die Sassaniden und gewährten ihnen Zuflucht vor Verfolgung. Namhafte Philosophen aus Athen, für die im christianisierten Römerreich kein Platz mehr war, fanden im Perserreich eine neue Heimat. Ebenso wie die »heidnischen« Schriften Platons und Aristoteles, die die Asylanten mit sich brachten. Auf diese Weise wurden unzählige antike Werke vor der Zerstörung durch die römischen Frömmel gerettet. Zwar gab es auch bei den Persern zeitweise religiöse Verfolgung, vor allem von Christen. Aber der König behielt sich immer das letzte Wort gegenüber der zoroastischen Priesterschaft vor.

Unumstritten ist eine starke Allianz zwischen Thron und Altar, von der beide Seiten profitierten. Der Monarch stiftete den Priestern das Feuer und übernahm die finanzielle Verantwortung für die Pflege des Kultes. Im Gegenzug durfte er sich mit Billigung der Priester als Herrscher mit »göttlichen Qualitäten« präsentieren, als »Abkömmling und Werkzeug der Götter«, als »göttlicher Samen« oder auch als »König von Gottes Gnaden«. Wie seine Vorfahren legitimierte der König seinen Herrschaftsanspruch unter anderem durch einen göttlichen Glanz, der ihn mit der Krönung zum Herrscher überkam. Dieser »Glücksglanz« machte ihn zu einem Quasi-Heiligen. Götterverehrung

und die Huldigung des Monarchen vermischten sich. So wurde das vom Regenten gestiftete Feuer bald »Königsfeuer« genannt und sollte dem Seelenheil von lebenden oder verstorbenen Mitgliedern des Königshauses zugute kommen. Zoroastische Priester galten auf das Wohl des Königs und des Staates bedacht. Immer stärker nahmen sie auch weltliche Machtbefugnisse wahr, kümmerten sich um Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten oder hatten als Richter in Streitfällen das letzte Wort.

Historiker haben versucht, diese Vermischung von Königtum und Religion mit dem Konzept des »Gottmenschen« in den indo-iranischen Göttermythen zu erklären, aus welchen die zoroastische Religion einst hervorging. In diesen Mythen war die Entwicklung des Menschen darauf angelegt, einen erlösenden »Weltkönig« hervorzubringen, eine Art Mischung aus Gott und Mensch, der als irdischer Machthaber dem »Guten« verpflichtet war. Im ewigen Ringen zwischen Gut und Böse, das in der jüngeren zoroastischen Lehre durch das antagonistische Götterpaar Ahura Mazda und Ahriman verkörpert wurde, müsse es den Priestern darum gehen, den jeweiligen Herrscher der Lichtgestalt Ahura Mazdas zu verpflichten. Durch gutes Handeln, gutes Sprechen und gutes Denken sollte sich der Monarch dem Ideal jener mythischen Figur nähern.

Pomp und Prunk des Großkönigs sollten sowohl nach innen als auch nach außen blenden. Seine Krone, so wird kolportiert, soll so schwer und kostbar gewesen sein, dass sie an vergoldeten Seilen über seinem Kopf aufgehängt werden musste, sonst wäre die Bürde gar nicht zu tragen gewesen. Und wenn der König reiste, mussten allein sieben Kamele seinen Thron tragen. Tausend weitere wurden für die Leibgarde benötigt.

Davon beeindruckt zeigten sich vor allem die weltpolitischen Hauptkonkurrenten, die Römer. Besonders Kaiser Justinian, einer der erbittertsten Gegner Persiens auf dem Schlachtfeld, wollte unbedingt so sein wie die feindlichen Monarchen. Auf Bildnissen ließ er sich mit einem Heiligenschein ums Haupt verewigen. Ein klares Signal: Auch der römische Kaiser begriff seine Herrschaft jetzt als etwas »Göttliches«. Bald würde er damit beginnen, sich selbst als »heilig« zu bezeichnen. Nach persischem Vorbild erwartete er von seinen Untertanen, ihm religiöse Verehrung entgegen zu bringen. Auf diese Weise entstand der berühmt-berüchtigte »byzantinische« Regierungsstil des spätrömischen Reiches. Eine persische Kopie.

Seine größte territoriale Ausdehnung erreichte das neupersische Reich kurz vor seinem Untergang unter Chosrau II.: Zu den seit Jahrhunderten besetzten Gebieten Armenien und Mesopotamien kamen 610 Syrien und neun Jahre später Ägypten hinzu. Die beiden Eroberungen wurden administrativ ins Reich eingegliedert, so wie es ein paar Jahrzehnte vorher bereits mit Jemen und Oman geschehen war. Im Süden drangen die Perser bis in den Sudan vor. Fast schien es, als sei das alte Achämeniden-Reich wieder auferstanden. Die Römer wurden unruhig.

Doch nach 620 ging diese territoriale Ausdehnung zu Ende. Durch die Überdehnung des Reiches waren die Truppen geschwächt und ausgedünnt. Im Dezember 627 fügte ihnen Herakleios bei Ninive auf dem Gebiet des heutigen Irak eine empfindliche Niederlage zu. König Chosrau II., der von dem römischen Vorstoß überrascht worden war, musste fliehen und verlor dadurch bei den Großen im Reich sein Ansehen. Bald darauf wurde er ermordet. Sein Nachfolger Kavadh II. ersuchte die Römer um Frie-

den. Er musste alle eroberten Gebiete und das Kreuz Christi an Rom zurückgeben.

Letztlich aber sollte es keinem der beiden spätantiken Superstaaten gelingen, den anderen vernichtend zu schlagen. Während der Regierungszeit von Chosraus Nachfolger Yazdegerd III. drangen die Heere der muslimischen Araber sowohl ins Sassaniden-Reich als auch in die römischen Ostprovinzen ein. 642 siegten die Araber im iranischen Kernland. Unter ihrer Herrschaft begann die Islamisierung Irans. Es sollte der größte und folgenschwerste Fremdeingriff werden, den die persische Kultur je zu verkraften hatte.

Gerade weil der Ruhm von Persepolis aus der Zeit vor der Islamisierung Persiens stammt, gilt der Ort heute vielen Iranern wieder als nationale Wallfahrtsstätte und als historischer Referenzpunkt. Hier erinnern sie sich an die vergangene Größe ihrer Kultur, die unter Kurosh II. zum ersten Weltreich der Geschichte wurde.

Einmal ist aus dieser Erinnerung erneut Großes hervor gegangen: König Ardaschir I. gelang es, ein neues Imperium errichten. Sollte Schah Mohammed Reza Pahlavi allerdings darauf spekuliert haben, dass ihm das Gedenken an den alten Perserkönig ebenso viel Erfolg bei der Lenkung der Regierungsgeschäfte bringen würde, so ist der Plan gründlich schief gegangen. Auch der Schah und seine pompöse Feier von 1971 sind mittlerweile längst Geschichte. Schon damals nahm ihn nicht einmal die eigene Bevölkerung mehr ernst, als er seine »spirituelle« Verbindung mit König Kurosh II. beschwor. Bis zu seinem Sturz und dem Ende der persischen Monarchie dauerte es nur noch acht Jahre.

Die Ruinen von Persepolis hingegen stehen groß und stumm im Sand. Dass sie nach der Revolution von 1979 ein

paar Jahre lang von den neuen Machthabern vernachlässigt wurden, hat ihnen wenig anhaben können. Als sich der erste Eifer der islamischen Revolutionäre gelegt hatte, besuchte Präsident Rafsandschani als erster hochrangiger Vertreter der Islamischen Republik im Jahr 1991 die Stätte und bekannte sich öffentlich zum »großen nationalen Erbe« der Iraner, dem vorislamischen Erbe wohlgemerkt. Auch für die Mullahs ist das kein Tabu mehr. Nach Jahrzehnten staatlich verordneter Frömmigkeit besinnen sich die Iraner wieder auf ihre kulturellen Wurzeln, die tiefer als der Islam liegen.